

Jürgen Teipel Unsere unbekannte Familie

Wahre
Geschichten
von Tieren
und
Menschen

Suhrkamp



sie nicht mehr weglaufen.

Nächstes Ereignis waren natürlich die vier Kälbchen. Sie waren auch alle gesund; drei davon Bullenkälbchen. Und wenn man möchte, dass eine Kuh Milch gibt, muss sie ja spätestens jedes zweite Jahr ein Kälbchen bekommen. Das heißt, man hat irgendwann immer mehr Tiere. Als ich 2002 aus North Carolina wegging, hatten wir fünfundzwanzig; weshalb wir froh waren, zusätzlich die Weide eines Nachbarn benutzen zu können. Da musste man nur eine Einfahrt hochgehen und über die Straße. Die Kühe freuten sich immer schon vorab, weil es auf ne frisch begraste Weide ging. Und wenn Kühe froh sind, dann fangen sie ja oft an zu hüpfen. Dann galoppieren sie – was man von so schweren Tieren gar nicht erwartet. Aber sie schmeißen so richtig ihre Hinterbeine hoch und anschließend die Vorderbeine und sind völlig ausgelassen.

Und Kühe haben auch Humor. Zum Beispiel tauchen sie ihren Schwanz gern irgendwo rein – in eine Pfütze oder so – und schwingen ihn so ein bisschen in Richtung Mensch. Nur ein klein wenig: Pitsch! Oder sie versuchen, einen aufzumuntern. Es gab mal eine Situation, da ging's mir nicht so gut; da stand ich auf der Weide, hatte die Hände in die Hüfte gestemmt – auf einmal kam diese goldene Kuh von der Seite, steckte ihren Kopf von hinten durch meinen angewinkelten Arm und kuckte mich an. Das tat sie sonst nie! Und das munterte mich wirklich *total* auf.

Kühe mögen auch gerne gekrault werden. Durch Kraulen kann man sie überallhin kriegen. Und wenn sie einmal Vertrauen haben, machen sie alles mit. Aber vor allem erfassen sie genau, was man so fühlt und denkt. Wir hatten beim Melken eine bestimmte Routine: Und zwar gaben wir den Kühen vor der Scheune immer erst mal ein paar leckere Sachen. Gemüseschnittreste, die beim Kochen angefallen waren, und so weiter. Dann griff man sich drinnen einen Eimer – für jede Kuh stand beim Melken zusätzlich noch ein Eimer bereit, etwa mit gekeimten Mungbohnen –, dann kuckte man, welcher Name auf dem Eimer stand, und rief die dazugehörige Kuh. Und die kam daraufhin auch. Nun ist es aber in unserer Gruppe so, dass wir in der ersten Woche des Jahres in die Stille gehen. Das heißt, wir sprechen kein Wort. Und normalerweise hatten wir für das Melken jemanden angestellt. Aber der hatte um die Jahreswende meist Urlaub. Weshalb ich im ersten Jahr während der »Woche der Stille« derjenige war, der sich um das Melken kümmerte und dabei feststellte: Man musste den Namen der Kuh gar nicht artikulieren. Es reichte, wenn man sie auf der mentalen Ebene ansprach, wenn man dachte: »Jetzt komm du.«

Im zweiten Jahr übernahm während dieser Zeit ein Nachbar das Melken. Er war früher ebenfalls in unserer Gruppe gewesen, hatte sich aber inzwischen einen Trailer in den Wald gestellt und lebte nun dort in aller Abgeschlossenheit – sein Name war Billy. Und Billy war ebenfalls Kuhfan. Am 8. Januar, als die Woche vorbei war, ging ich runter zur Scheune, um zu sehen, wie es ihm ergangen war. Er empfing mich mit: »Conrad, you don't have to talk to those cows.« Er hatte genau die gleiche Erfahrung gemacht wie ich.

Fressen ihn die Raben

Erzählt von Michael Lakermann, Köln

Ich hatte von diesen ganzen Piepmätzen nicht die geringste Ahnung. Dann machte ich allerdings meine Doktorarbeit im Bereich Chemische Analytik. Und zwar hatte ich einen Teilschritt eines Verfahrens zur Bestimmung von Schwermetallen in biologischen Materialien aufgeschlüsselt. Und ein langjähriger Freund von mir wandte diese Methode an – eine etwas *modifizierte* Methode davon –, um herauszufinden, wie stark Vogelfedern mit Schwermetallen kontaminiert sind. Er konnte zeigen, dass man mit Habicht-Mauserfedern Aussagen darüber treffen kann, wo sich der einzelne Vogel aufgehalten hat; ob in der Nähe von Industrieanlagen oder in Gegenden mit sauberer Luft.

Damals ging man davon aus, dass es in Städten keine Habichte gab. Im Frühjahr 1987 ging ich trotzdem einfach mal in Köln los und hielt nach ihnen Ausschau – fand aber natürlich keinen einzigen. Bis ich im Sommer 1988 auf der Insel im Stadtwaldweiher tatsächlich ein Brutpaar sah. Heute weiß ich, dass Habichte am liebsten draußen in dunklen Altwäldern brüten, etwa in alten Fichtengehölzen oder Buchenwäldern. Ganz oben, hoch drin, ist das Nest. Aber vor dreißig Jahren – genau zu der Zeit, als ich anfing, mich mit ihnen zu beschäftigen – hatten einige Habichte wohl beschlossen, dass man auch in Städten einiges reißen kann. Zuerst in Berlin. Köln folgte ein, zwei Jahre später. Hamburg kam noch mal drei, vier, fünf Jahre darauf. Es war ein bisschen wie auf Kommando. Irgendetwas war passiert, was die Habichte dazu brachte, auf einmal in der Stadt zu brüten. Wir wissen bis heute nicht genau, was es war.

In ländlichen Regionen werden sie, obwohl sie schon seit den Siebzigerjahren geschützt sind, immer noch verfolgt. Weil sie Hühner erbeuten, weil sie an Brieftauben gehen, weil sie auch halbwüchsige Feldhasen, Wildkaninchen, Fasane oder Stockenten nehmen und viele Jäger sie deshalb schlichtweg hassen. Trotzdem ist es nicht so, dass ein Habicht, der draußen im ländlichen Bereich einem Verfolgungsdruck unterliegt, einfach in die Stadt umzieht. Schon allein deswegen, weil er ja gar keine Gelegenheit hat, aus der Situation zu lernen. Wenn er in einer Falle gefangen wird – was explizit verboten ist, aber ebenfalls immer noch gemacht wird –, lässt ihn derjenige sicherlich nicht wieder fliegen. Wenn auf ihn geschossen und er getroffen wird, kann er nicht mehr reagieren; denn dann ist er schwer verletzt oder tot. Und wird er *nicht* getroffen, wird er sich vor Menschen hüten.

Es mussten also eher Zufallshabichte sein, die damals in die Städte kamen und merkten: »Aha, die vielen Menschen hier sind irgendwie kein Problem.« Sie suchten sich auch nicht nur die ruhigsten Stellen. Schon die nächsten Brutpaare gingen in Friedhöfen

oder Parks nicht mehr in die hinterste Ecke, sondern in einen Baum über dem Hauptweg. Dort waren dann die Nester. Das sind seitdem die typischen Kölner Habichtplätze.

Habichte sind ja normalerweise Einzelgänger. Sie machen *ihr* Ding. Sie wollen *ihre* Beute. Und die wird mit niemandem geteilt. Sogar Brutpartner gehen sich im Winterhalbjahr aus dem Weg, auch wenn sie territorial zusammenbleiben. Wobei es beutemäßig interessant ist, dass die Weibchen – das ist beim Habicht ähnlich wie beim Sperber – deutlich größer sind als die Männchen. Die Weibchen liegen bei tausendeinhundert bis tausendzweihundert Gramm, die Männchen bei siebenhundert, siebenhundertfünfzig. Das hat seine biologische Ursache darin – so wird es zumindest allgemein angenommen –, dass beide dadurch hinsichtlich des Nahrungsangebots flexibler sind. Das Männchen geht tendenziell eher auf etwas kleinere Beutetiere, das Weibchen auf größere. Das Teilen der Beute funktioniert erst wieder, wenn das Männchen im Frühjahr den Horst gebaut hat und das Weibchen, schon zwei Wochen vor der Eiablage, zu jagen aufhört. Das Männchen jagt dann alleine und versorgt das Weibchen mit Futter.

Jetzt liegen Habichte ja evolutionär im Endbereich der Nahrungskette. Im Rheinland, wo es keine Adler gibt, können sie höchstens noch von Uhus geschlagen werden. Von daher sind sie hochspezialisiert. Vor allem was ihre Eigenschaften betrifft, aus der Deckung überraschend anzugreifen. Man könnte sagen, sie sind von ihrer Entwicklung her ausgereift. Ausgereifte Jagdmaschinen. Aber das läuft fast alles nur auf der Instinkt- und Verhaltensebene ab. Da ist extrem viel eingespielt, funktioniert perfekt – und das war's dann auch. Habichte haben ein relativ kleines Gehirn. Im Vergleich zu Elstern sind sie alles andere als schlau; fast schon ein bisschen doof. Es sind trotzdem wunderbare Vögel; das will ich damit nicht in Abrede stellen. Aber es ist nun mal so: Je höher spezialisiert eine Art, umso kleiner das Gehirn. Ameisenbären zum Beispiel haben ein Miniergehirn. Das sind ganz und gar putzige Kerle, aber sie können im Grunde nur noch Ameisen auflecken, mehr nicht. Wodurch auch deutlich wird, wie flexibel wir Menschen sind. Keiner ist nahrungsmäßig so flexibel wie wir. Aber wir haben genauso das Potenzial, unsere Nahrungs- und Lebensgrundlage zu zerstören. Und gerade daraus zieht der Habicht aktuell seine Vorteile. Die heutige Umweltsituation, mit all ihren Auswüchsen, ist auf ihn zugeschnitten: die Zerstörung der Landschaft, fehlende Deckung, etwa für die Tiere der Feldflur; kranke Tiere, die aufgrund bestimmter Umweltbedingungen geschwächt sind. In den Städten: extrem viele Tauben, von denen wiederum viele krank sind. Das ist genau das Richtige für den Habicht. Da muss er nur zugreifen.

Die Beute legt er in der Regel erst mal ab. Etwa auf einen Baumstumpf am Boden oder auf einen breiten Ast hoch oben im Baum. Dort ist dann Übergabe. Dabei kann es schon mal zu genau jenen Situationen kommen, denen der Habicht seinen Ruf als rüder Geselle verdankt. Wenn man sieht, wie ein Weibchen dem Männchen die Beute abnimmt – da

geht es schon mal richtig zur Sache. Sie bittelt nicht, sondern sie *holt* sich das. Wenn sie hungrig ist, weil sie schon lange im Nest gesessen hat, wird sie teilweise richtig krabatzig. Es gab schon Fälle, in denen das Weibchen das Männchen an den Fängen verletzte, weil er die Beute nicht schnell genug loslassen konnte.

Sobald das Weibchen allerdings nicht mehr unbedingt zum Schutz der Jungen im Horst bleiben muss, fängt es wieder an zu jagen. Das macht Sinn, weil die Jungen dann eine gewisse Größe haben und viel Futter brauchen. Die Gefahr besteht natürlich darin, dass sie alleine zurückbleiben. Und da kann es passieren, dass andere Tiere kurz mal kucken gehen und entweder einen Jungvogel erbeuten oder sich die abgelegte Beute holen. Deswegen sieht es in dieser Phase manchmal so aus, als ob Habichte viel mehr Futter anschleppen, als sie brauchen. Sie merken wahrscheinlich gar nicht, dass sie andere unfreiwillig mitversorgen.

Rabenkrähen entwickeln da teilweise richtige Strategien. Bei ihnen ist es ja so, dass sie in erster Linie als Brutpaar auftreten. Dieses Paar hat sein angestammtes Revier. Darin ist es unabhängig. Und dann gibt's Trupps von jungen Vögeln. Zwischen fünf und fünfzehn Krähen etwa. Ich nenne sie gern Halbstarke. Die können einem Habichtpaar *so richtig auf die Nerven gehen!* Sie machen permanent Stress. Insbesondere, wenn die Habichte sich in einem Bereich angesiedelt haben, in dem es bisher noch keine Greifvogelbrut gab, und die Krähen merken: »Aha, möglicherweise werden wir die noch los.« Dann entwickeln sie ein richtiges Mobbingverhalten. In englischen Veröffentlichungen ist von »mobbing groups« die Rede. Das trifft's total gut. Sie versuchen, diese Habichte zu zermürben. Mit allen Mitteln. Manchmal klappt's. Und manchmal setzen die Habichte sich durch. Da gibt's massivste Auseinandersetzungen, bei denen es die einzelne Krähe durchaus mit einem Habicht aufnehmen kann. Sie hat nur einen Nachteil, wenn sie auf dem Boden sitzt. Denn dann braucht sie einen Sekundenbruchteil, um hochzukommen. Und wenn der Habicht – der nicht nur Deckungsjäger ist, sondern noch dazu *massiv* schnell – um die Ecke fegt, sieht ihn die Krähe diesen einen Sekundenbruchteil zu spät. Und dann hat er sie.

In der Luft weiß die Krähe dagegen genau: Wenn sie fit ist, kann der Habicht ihr nichts. Deshalb greift sie ihn dort oft schon vorbeugend an. Sie hat natürlich keine Möglichkeit, ihn zu packen – dafür besitzt sie gar keine Werkzeuge –, aber sie kann ihn immer wieder attackieren. Meist mit einem charakteristisch rollenden: »Chrrr-Chrrr!« Wenn man diesen Ruf hört, weiß man: Da ist ne Krähe, die sich mit nem Greifvogel beschäftigt. Der Ruf ist einmalig in der heimischen Vogelwelt. Mit nichts zu verwechseln. Irgendwann verliert der Greifvogel die Nerven und sagt sich: »Ich hör jetzt lieber auf.« Umgekehrt weiß er nämlich, dass eine Krähe, die den Mut hat, ihn in der Luft zu attackieren, zwangsläufig topfit sein muss, auf der Höhe ihres ganzen Seins. Er weiß, dass auch er keine Möglichkeit hat, sie zu packen. Er ist dort oben nicht schneller als sie. Die beiden Vögel sind sich vom ganzen Flugverhalten sehr ähnlich, haben den gleichen

Flügelbau. Sogar von der Flugdynamik her sind sie fast identisch. Der Habicht wird sicherlich auch mal versuchen, die obere Position zu erlangen – meist wird ja von oben angegriffen –, aber die Krähe ist in der Regel auch dann wieder diesen einen Schwenk schneller. Und schon ist sie wieder weg, und er kriegt wieder von oben mit den Krähenkrallen eine verpasst. Die Krähe kann damit nicht viel anrichten, aber sie macht's halt; einfach um zu zeigen: »Ich bin hier, und das ist mein Platz. Hau ab.«

All das immer vorausgesetzt, dass die Krähe gesund ist. Viele Leute sind ja der Meinung, dass Greifvögel vor allem kerngesunde Vögel erbeuten. Das wäre ja evolutionärer Schwachsinn! Sie verhalten sich anders als wir Menschen. Wir wollen ja gesunde Tiere essen. Das ist jetzt zwar meine Interpretation der Sache, aber ich denke, sie ist schlüssig: Unstrittig ist ja, dass Beutegreifer sich häufiger verletzte Tiere schnappen als unverletzte. Und das ist auch der ökologische Sinn: dass nämlich verletzte oder sonst wie schwächere Tiere ausgesondert werden, damit sich die widerstandsfähigeren fortpflanzen können. Tendenziell wird ein Beutegreifer immer die energetisch am wenigsten aufwendige Variante wählen, um an Nahrung zu kommen. Er wird die halbtote oder tote Taube von der Straße kratzen. Das macht ein Bussard oder ein Milan. Während ein Habicht eher auf das Lebende, Bewegliche gepolt ist – das sich aber holprig bewegt. Das ist sein Ding. Er geht auf die schwächste Taube im Schwarm. Das kriegt er genau raus.

Auch in diesem Differenzierungsvermögen ähnelt er der Krähe. Krähen reagieren vor allem auf jegliche Abweichung vom Normalzustand. Wenn ein System in irgendeiner Form beeinträchtigt ist, wenn etwas anders läuft als sonst, werden sie sofort hellhörig. Teilweise sitzen sie zwei-, dreihundert Meter weg – und auf einmal wird's laut. Man merkt: Hier stimmt was nicht. Das kann zum Beispiel ein fremder Habicht sein, der in ein bestehendes Habichtrevier eindringt. Da denken sich die Krähen sofort: »Aha, das Habichtpaar ist abgelenkt. Da gibt's für uns vielleicht die Gelegenheit, was zu kriegen.«

Einmal beobachtete ich auf einem Friedhof einen Horst mit Junghabichten. Plötzlich gab es irgendeinen Lärm. Und von den Jungen, die gerade erst flügge waren, bekam einer einen derartigen Schreck, dass er vom Horst abflog und hundertfünfzig Meter weiter in einer Fichte landete. *Da war ein Spektakel!* Auf einmal flogen die Krähen aus allen Richtungen an. Es war genau die Situation, auf die sie warten. Sie merkten: »Aha, da ist ein Jungvogel, der sich abgesondert hat. Der ist potenziell für uns interessant.« Wenn sie es schaffen, ihn aus dem Baum zu jagen und runter auf die Erde, ist er verloren. Jetzt war er allerdings hoch genug. Auch das begriffen die Krähen sehr schnell: »An den kommen wir nicht. Der ist fit.« Das merken die Vögel sofort. Da sind sie uns überlegen. Ich war mir zuerst alles andere als sicher. Aber als die Krähen aus eigenen Stücken aufhörten, diesen Junghabicht zu attackieren, wusste auch ich: »Er schafft es.« Denn sonst hätten sie niemals lockergelassen. Normalerweise kommen sie zu fünft oder zu sechst und machen ihn alle. Bis er nicht mehr kann. Und dann fressen sie ihn.